

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens (1. Tim. 6, 12)

Reiner Vogels

März 2006

I Christsein ist Kampf

Ausgesprochen martialisch ist die Redeweise des Apostels Paulus an vielen Stellen seiner Briefe. Am bekanntesten ist wohl, abgesehen von dem im Titel zitierten Rat an Timotheus, der Abschnitt Eph. 6, 14 ff. Dort spricht der Apostel von der "Waffenrüstung Gottes", die es anzuziehen gelte, und dort beschreibt er im Detail die einzelnen Waffen, die zu dieser Rüstung gehören: Von einem Panzer ist die Rede, von Soldatenstiefeln, vom Schild, vom Helm und vom Schwert.¹

In einer Zeit, in der die christliche Botschaft in der kirchlichen Verkündigung vor allem als Friedensbotschaft verstanden wird, wobei natürlich der Friede zwischen Menschen und Völkern untereinander gemeint ist, in einer Zeit zudem, in der Leitungsgremien der Kirche das Verhältnis zu den verschiedenen Religionen dieser Erde vor allem unter dem Gesichtspunkt dieser alles beherrschenden Friedenstheologie diskutieren und alles Trennende und Unterscheidende zu relativieren suchen, weil angeblich der Weltfriede nur so gesichert werden kann, wird diese martialische Sprache des Apostels kaum noch verstanden und zur Kenntnis genommen.

Nun ist es ohne Frage richtig, daß Friede zwischen Menschen und Völkern nicht hoch genug geschätzt werden kann und daß aus diesem Grunde immer wieder Dialog und Verständigung nicht nur zwischen Menschen und Staaten, sondern auch zwischen den verschiedenen Religionen gesucht werden müssen. Dies darf jedoch nicht dazu führen,

¹ An den evangelisch-theologischen Fakultäten in Deutschland ist die Lehre weit verbreitet, daß weder der Epheserbrief noch die Pastoralbriefe, zu denen die Timotheusbriefe gehören, von Paulus stammen. Im wesentlichen werden folgende Argumente als Begründung angeführt: Man geht mit dem Vorurteil, daß bestimmte Strukturen des kirchlichen Amtes und der Gemeindeorganisation erst in der nachpaulinischen Generation entstanden seien, an die Briefe heran. Wenn man dann in den Briefen Hinweise auf die entsprechenden Strukturen findet, folgert man, daß Paulus sie nicht verfaßt haben könne. Über die Plausibilität derartiger Zirkelschlüsse möge sich jeder sein eigenes Urteil bilden. Weiter wird angeführt, daß sich in diesen Briefen andere theologische Akzentsetzungen und zum Teil auch andere sprachliche Formulierungen finden als in den frühen Paulusbriefen. Deshalb könne der Apostel sie nicht verfaßt haben. Diese Argumentation ist ähnlich überzeugend wie die Behauptung, es könne unmöglich derselbe Komponist, der Jahre zuvor die Brandenburgischen Konzerte geschaffen hatte, die Messe in h-Moll komponiert haben, weil diese einen ganz anderen musikalischen Charakter habe als jene. Bei den Pastoralbriefen wird zusätzlich das Argument angeführt, daß sich die biographische Situation des Paulus, die in diesen Briefen erkennbar wird, mit keiner der Situationen, die sich aus den Berichten der Apostelgeschichte erschließen lassen, in Deckung bringen läßt. Angesichts der Tatsache, daß kein Mensch weiß, wie lange Paulus nach dem Ende seines römischen Gerichtsverfahrens, mit dem die Apostelgeschichte schließt, noch gelebt hat und welche Reisen er unternommen hat, kann sich wiederum jeder selbst ein Urteil über die Plausibilität eines solchen Arguments bilden. Ich halte jedenfalls sowohl den Epheserbrief als auch die Pastoralbriefe für paulinisch.

daß inhaltliche Unterschiede verwischt und auf Mission verzichtet wird. Geistig und geistlich dürfen Kirche und Theologie die offensive Auseinandersetzung mit Andersdenkenden nicht scheuen. Sie müssen begreifen, daß Christsein eben auch Kampf sein kann.

Im Neuen Testament jedenfalls finden sich viele Hinweise auf diesen Zusammenhang:

- Nicht zuletzt Jesus selbst hat sein Werk bildhaft mit Worten aus dem militärischen Umfeld beschreiben können. So lesen wir in Lukas 11, 20ff: "Wenn ich aber durch Gottes Finger die bösen Geister austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn ein Starker gewappnet seinen Palast bewacht, so bleibt, was er hat, in Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und überwindet ihn, so nimmt er ihm seine Rüstung, auf die er sich verließ, und verteilt die Beute". Trotz dieser militärischen Sprache, deren sich Jesus bedient, ist immer klar, daß er den Gebrauch physischer Waffen verwirft. Petrus hat er in deutlichen Worten zurechtgewiesen, als dieser bei der Gefangennahme im Garten Gethsemane sein Schwert zog und gegen das bewaffnete Kommando der Hohenpriester vorging: "Stecke dein Schwert an seinen Ort! Denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen." (Mt. 26, 52) Zu erinnern ist auch an Jesu Worte vor Pilatus: "Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darum kämpfen, dass ich den Juden nicht überantwortet würde; nun aber ist mein Reich nicht von dieser Welt. Da fragte ihn Pilatus: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme." (Joh. 18, 36+37)
- Vor allem Paulus hat sich immer wieder militärischer Sprache bedient. Er erklärt, daß der Kampf nicht auf fleischliche Weise geschieht, daß seine Waffen aber dennoch mächtig sind "im Dienste Gottes, Festungen zu zerstören" (2. Kor. 10, 4). Er spricht vom guten Kampf, den Timotheus zu kämpfen habe (1. Tim. 1, 18). Er weiß, daß wir nicht nur mit Fleisch und Blut zu kämpfen haben, "sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel" (Eph. 6, 12).
- Johannes erklärt (1. Joh. 3, 8): "Wer Sünde tut, der ist vom Teufel; denn der Teufel sündigt von Anfang an. Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre." Ebenfalls Johannes weiß vom Kampf des Erzengels Michael und seiner Engel gegen den Drachen und seine Engel (Offb. 12, 7ff). Johannes prophezeit auch den letzten, endzeitlichen Kampf, in dem Satan besiegt wird (Off. 20, 7ff).
- Judas fordert die Gemeinde auf, für den Glauben zu kämpfen (Jud.3): "Ihr Lieben, nachdem ich ernstlich vorhatte, euch zu schreiben von unser aller Heil, hielt ich's für nötig, euch in meinem Brief zu ermahnen, dass ihr für den Glauben kämpft, der ein für alle Mal den Heiligen überliefert ist."

Zusammenfassend läßt sich feststellen: An vielen Stellen finden sich im Neuen Testament Hinweise darauf, daß der Glaube die Christen in Kampfsituationen hineinführen kann. Solange der Glaubende in dieser Welt lebt, gibt es für ihn nicht die Garantie des Friedens. Dabei lehrt das Neue Testament, daß der Feind, dem sich die Glaubenden gegenübergestellt sehen, letztlich nicht irgendeine menschliche und irdische Macht ist, sondern der Böse selbst. Dieser führt Krieg gegen die Christusgläubigen, und auch dann, wenn er in diesem Krieg Menschen als Täter benutzt, ist es doch letztlich immer er selbst, der hinter den Feindseligkeiten steht.

Aus diesem Grunde läßt sich von Seiten der Christen der Kampf auch nicht mit irdischen Waffen führen, sondern allein mit den geistlichen Waffen des Glaubens. Irdische Waffen wären nutzlos und geradezu kontraproduktiv. Erst der Verzicht auf irdische Waffen macht den Weg frei zum guten Kampf des Glaubens, zu dem Kampf also, in dem der Glaubende bestehen kann. Gerade indem der christliche Glaube im Blick auf die Verteidigung und Ausbreitung des Evangeliums eine pazifistische Grundhaltung² hat, ist er im eigentlichen Sinn geeignet für den Kampf. Nur die pazifistische Grundeinstellung bewirkt, daß die geistlichen Waffen wirkungsvoll sein können.

Worin diese Waffen bestehen, läßt sich an vielen Stellen des Neuen Testaments erkennen. Beispielhaft sei auf die Aufzählung in Eph. 6, 10ff verwiesen. Die für den guten Kampf des Glaubens tauglichen Waffen sind Wahrheit, Gerechtigkeit, das Evangelium des Friedens, der Glaube und "das Schwert des Heiligen Geistes, welches ist das Wort Gottes"³. Wichtig sind ohne Frage auch das Beispiel des christlichen Lebens und das Gebet. Daß in diesem Zusammenhang zunächst einmal jeder Christ im Kampf gegen die eigene Sünde und Gottlosigkeit steht, versteht sich dabei von selbst.

Daß auch Luther den Kampf des Glaubens gekannt hat, ist offenkundig. Jeder dürfte das Lied "Ein feste Burg ist unser Gott ..." kennen. Es ist voller Kampfesrhetorik und voller militärischer Begriffe. Christsein ist Kampf, davon hat Luther im wahrsten Sinne des Wortes ein Lied zu singen gewußt.

Am Lied von der festen Burg läßt sich im übrigen auch ein durchgängiges Element dieses Kampfes ablesen: Es handelt sich beim guten Kampf des Glaubens nicht um einen Kampf, den die Christen aus reinem Übermut oder aus Lust am Streit zu beginnen hätten, sondern um einen Abwehrkampf. Der Kampf, in dem Christen zu bestehen haben, wird ihnen gegen ihren Willen aufgezwungen. Der Böse ist es, "der altböse Feind", der den Christen keinen Frieden gönnt. Er ist es, der die Verkündigung des Evangeliums und das christliche Leben mit all seinen Kräften zu behindern und zu unterbinden sucht. Und deshalb ist er es, der den Kampf immer von neuem beginnt und den Christen den Kampf aufzwingt.

Ähnlich formuliert Luther im Großen Katechismus in der Auslegung der 2. Bitte des Vaterunser: "Denn niemand gläubt, wie sich der Teufel dawider setzet und sperret, als der nicht leiden kann, daß jemand recht lehre oder gläube"⁴. Etwas weiter warnt er folgerichtig vor der Illusion, daß Christen einfach in Frieden leben könnten: "Darümb müssen wir uns gewißlich des versehen und erwegen, so wir Christen sein wöllen, daß wir den Teufel sampt allen seinen Engeln und der Welt zu Feinde haben, die uns alle Unglück und Herzeleid anlegen. Denn wo Gottes Wort gepredigt, angenommen oder gegläubt wird und Frucht schaffet, da soll das liebe heilige Kreuz auch nicht außen bleiben. Und denke nur niemand, daß er Friede haben werde, sondern hintansetzen müsse, was er auf Erden hat,

² Daß damit nicht politischer Grundsatzpazifismus gemeint ist, bedarf eigentlich keiner Erwähnung. Selbstverständlich darf der Staat, dem Gott die Aufgabe gegeben hat, durch Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen, nicht auf Waffen verzichten. Der Staat ist eine durch die Sünde des Menschen notwendig gewordene Notordnung für die gefallene Welt. Er soll, soweit es geht, äußerlich Recht und Frieden sichern, damit die Menschen einigermaßen sicher leben können. Ziel des Staates sind aber nicht die Ausbreitung des Evangeliums und der Bau des Reiches Gottes. Diese Ziele dürfen nur und können nur mit geistlichen Waffen, also von Grund auf pazifistisch, angestrebt werden.

³ Vgl. Ernst Volk "Die Predigt ist eine Kampfhandlung", in: "Vom evangelischen Predigtamt", Groß Oesingen 1990, S. 23

⁴ BSLK, S. 676

Gut, Ehre, Haus und Hof, Weib und Kind, Leib und Leben."⁵

II Elemente des Kampfes

Im 1. Kapitel ist dargelegt worden, daß sowohl das Neue Testament als auch die lutherische Reformation ganz selbstverständlich in dem Wissen gelebt haben, daß Christsein Kampf sein kann und sehr häufig auch ist. Man mag über all dies lächeln, man mag die Kampfesrhetorik der Bibel und der Reformatoren als ein überholtes Relikt einer vergangenen Zeit betrachten und gemäß der Devise Wagners aus Goethes Faust "und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht" der Meinung sein, heute wüßten wir es besser als die Alten, heute seien vor allem Kompromisse und Ausgleich mit Andersdenkenden gefordert. Man soll dann aber ehrlich sein und sich offen dazu bekennen, daß man sich über klare Aussagen des Neuen Testaments hinwegsetzt. Ich möchte diesen Weg nicht gehen. Deshalb möchte ich in diesem Kapitel danach fragen, wie es sich mit dem Kampf des Glaubens im einzelnen verhält.

1. Ein aufgezwungener Kampf

Christen haben den Kampf nicht von sich aus zu suchen, aber sie brauchen ihn auch gar nicht zu suchen. Denn der Kampf wird ihnen aufgezwungen. Christen können allerdings versuchen, den Kampf zu vermeiden.

Als Mittel der Kampfesvermeidung bieten sich viele Strategien an: Der Rückzug in die Innerlichkeit, die Realitätsverweigerung, die einfach die reale Macht und Aggressivität des Bösen zu bestreiten sucht, die verschiedensten Formen der Kompromißsuche und des Appeasements und dergleichen mehr.

Richtig ist solche Verweigerungshandlung nicht. Christen sollen gewiß im Umgang mit anderen Menschen so leben, wie es der Apostel Paulus im Römerbrief formuliert hat: "Ist's möglich, soviel an euch liegt, so habt mit allen Menschen Frieden." Röm. 12, 18). Dies darf aber nicht dazu verleiten, "um des lieben Friedens willen" die Verkündigung der Wahrheit zu unterlassen oder die Praxis des eigenen christlichen Lebens aufzugeben. Dies kann man z.B. am Konflikt des Paulus mit Petrus in Antiochien (Gal. 2, 11ff) erkennen.

Im übrigen wird die Strategie der Kampfesvermeidung in den meisten Fällen gar nicht gelingen. Wer den Versuch unternimmt, vor der Herausforderung des Kämpfens zu fliehen, wird irgendwann feststellen, daß er gar nicht fliehen kann. Rückzugsräume und Schlupfwinkel gibt es in diesem Leben nicht, weil der Feind keine Ruhe gibt.⁶ Deutlich genug und drastisch ohnehin sind in diesem Zusammenhang die Worte des 1. Petrusbriefes: "Seid nüchtern und wacht; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge." (1. Petr. 5,8) Mit anderen Worten: Flucht ist sinnlos, allein richtig ist das Widerstehen: "Dem widersteht, fest im Glauben" (1. Petr. 5,9).

⁵ BSLK, S. 677

⁶ Dies ist einer der Gründe dafür, daß der Rückzug in die Weltabgewandtheit eines Klosters höchst problematisch ist. Selbst wenn das Kloster irgendwo fern von den Ansiedlungen der Menschen in einem entlegenen Tal oder hinter unwegsamen Bergen gebaut wird, mit den Menschen, die als Mönche oder Nonnen das Kloster besiedeln, wird auch die Welt und damit die Sünde und das Böse in das Kloster einziehen. Eine Flucht ist nicht möglich.

2. Nicht gegen Fleisch und Blut allein

Die moderne Theologie hat sich daran gewöhnt, die Rede Jesu und der gesamten Bibel vom Teufel als mythologische Bildersprache zu verstehen. Sie lehrt, daß der Böse letztlich nur eine menschliche Projektion sei, eine Personifikation, mit deren Hilfe Menschen die unglaubliche Macht und den immer neuen Erfindungsreichtum des Bösen zu erklären suchten. In Wirklichkeit jedoch sei die Substanz des Bösen nichts anderes als das Böse im Menschen selbst.

Es ist evident, daß die Bibel etwas anderes lehrt, und es ist die Frage, ob der moderne Mensch tatsächlich das Recht hat, in der Pose rationalistischer Besserwisserei die einschlägigen Aussagen der Bibel lediglich symbolisch zu verstehen. Allen, die in diesem Sinne biblische Worte entmythologisieren wollen, sei ein Wort Chestertons in Erinnerung gerufen: "An Gott muß man glauben, daß es den Teufel gibt, ist dagegen offenkundig." Wer die Welt und die menschliche Geschichte kennt, wird es schwer haben, Chesterton nicht zuzustimmen. Warum sollte man das Offenkundige nicht zur Kenntnis nehmen, zumal dann, wenn es in deutlicher Übereinstimmung steht mit der Bibel?

Wenn es denn so ist, daß es nicht nur das Böse gibt, sondern den Bösen, der das Böse immer neu anfacht, dann folgt daraus unmittelbar die Wahrheit der Liedzeile: "Mit unsrer Macht ist nichts getan". Wer meint, er könne auf eigene Faust und mit eigenen Kräften etwas ausrichten, wird sehr schnell erkennen, daß er unterliegt. Am Anfang des Kampfes muß daher das Gebet um die Hilfe Christi stehen. Nur wenn Christus die Christen mit den Waffen des Geistes ausstattet, wird der Sieg errungen werden können. Nur Christus kann siegen.

3. Waffen des Geistes

Die erste und wichtigste Waffe ist das Wort. Das Wort steht den Christen nicht automatisch zur Verfügung, aber es kann ihnen geschenkt werden. Voraussetzungen sind allerdings das Hören auf das gepredigte Wort, das Gebet um Gottes Hilfe, das Suchen in der Schrift und eine gewissenhafte Theologie.

Sorgfältige theologische Arbeit schenkt Furchtlosigkeit vor den Autoritäten der Zeit. Theologie befähigt dazu, die Geister zu beurteilen, ob sie von Gott sind. Sie läßt den Feind erkennen, der sich im Tempel Gottes breitgemacht hat (2. Thess 2, 4f) und von sich behauptet, er sei Gott. Der Kampf des Glaubens ist wie der moderne Kampf gegen den internationalen Terrorismus ein asymmetrischer Kampf. Terroristen geben sich bekanntlich keineswegs als solche zu erkennen und tragen keine Uniform. Sie tarnen sich als harmlose Mitbürger, als Touristen und Flugpassagiere, als Besucher von Trauerfeiern und als Studenten mit Rucksack. Nicht anders macht es der Böse, der gegen das Evangelium und die Christen zu Felde zieht. Schon im Paradies hat die Schlange die Versuchung mit einem Gespräch über theologische Fragen begonnen: "Sollte Gott gesagt haben?" Und der Versucher, der Jesus in der Wüste aufgelauret hat, hat die Bibel zitiert.

Nicht anders dürfte es heute sein. Auch heute muß man damit rechnen, daß sich der Böse immer wieder der Theologie selbst bedient, um Menschen zu verwirren und von Christus abzubringen. Entscheidend in dem Kampf, um den es geht, ist daher die richtige Theologie. In den letzten Jahrzehnten ist in unserer Kirche eine zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber der Theologie und gegenüber dem christlichen Dogma zu beobachten. Statt dessen sind die praktischen Fragen, die Strukturfragen der Kirche, die Finanzfragen und die methodischen Fragen in Unterweisung, Seelsorge⁷, Predigt und

⁷ Interessant und ein Beleg für die Theologievergessenheit unserer Zeit ist in diesem Zusammenhang, daß

Gemeindeaufbau in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Ganz offensichtlich ist unsere Kirche dadurch in vielfacher Hinsicht blind geworden. Die Tatsache, daß seit Jahrzehnten keine Lehrbeanstandungsverfahren stattfinden, spricht Bände: Die Kirche kann offensichtlich die Irrlehre nicht mehr als solche erkennen und benennen, geschweige denn sich von ihr distanzieren.

Zu den Waffen gehört gewiß auch die Gemeinde bzw. die Gemeinschaft der Christen. Kein General plant einen Kampf als einzelner oder für einzelne. Jeder Angehörige einer Armee weiß, daß Erfolg nur möglich ist, wenn der Kampf von vielen gleichzeitig und gut koordiniert geführt wird. Nicht anders ist es mit dem Kampf des Glaubens. Ein Einzelkämpfer geht unter. Ohne die Stärkung durch die Gemeinschaft der Christen ist er hoffnungslos verloren. An dieser Stelle wird auch erkennbar, daß die Kirche notwendig ist. Es mag zwar sein, daß auch einzelne versprengte Christengruppen hier und da etwas ausrichten können. Ungleich effektiver ist jedoch eine große Kirche mit geregelten Ämtern und Diensten. Aus diesem Grunde haben die Lutheraner zu allen Zeiten mit Recht die großinstitutionelle Kirchenstruktur dem rein kongregationalistischen Modell vorgezogen. Man braucht die Kirche nicht als Vermittler zwischen Gott und den Menschen, man braucht kein Weihepriestertum und keinen menschlichen "Pontifex maximus". Dennoch braucht man eine große kirchliche Organisation, die den Glaubenskampf der einzelnen Christen bestärkt und unterstützt, und nicht nur kleine Gruppen und Hauskreise.

Problematisch würde die Großkirche erst dann, wenn sie als ganze nicht mehr hinter ihrem Auftrag stünde. Dies ist jedoch heute noch nicht der Fall. Es stimmt zwar, daß vieles in unserer Kirche kritisiert werden kann und kritisiert werden muß (Homosegnung, liberale Haltung zur Abtreibung, feministisch-heidnische Theologie), aber es gibt in der Kirche gewiß auch heute noch die berühmten "siebentausend in Israel, alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal" (1. Könige 19, 18). Dies gilt auf jeden Fall für die Ebene der Gemeinden, und das ist entscheidend. Denn diese Ebene ist nach wie vor der Bereich unserer Kirche, in dem ganz überwiegend die Kommunikation zwischen der Kirche und den Menschen unserer Zeit stattfindet. Die Ebene der Gemeinden erreicht über Amtshandlungen, Besuche und Unterricht nach wie vor über 90% der Gemeindeglieder. Darüber hinaus wirkt sie durch die öffentliche Bedeutung, die das kirchliche Amt in den einzelnen Stadtteilen, Dörfern und Wohnbezirken hat, weit über die Gemeindeglieder hinaus und erreicht viele Menschen, die nicht zu den eingetragenen Gemeindegliedern gehören. Aus diesem Grunde wären die Preisgabe der Großkirche und der Weg in die Freikirche leichtfertig und vorschnell.

III Die Praxis des Kampfes

1. Seid stark in dem Herrn (Eph. 6, 10)

Der Apostel formuliert, was die Voraussetzung alles anderen ist: Bevor jemand den guten Kampf des Glaubens beginnt, muß er selbst stark werden. Entscheidend dabei ist allerdings, daß es nicht um die eigene Stärke geht, sondern um die Stärke, die der Herr schenkt. Er allein kann zum Kampf befähigen. Deshalb muß am Anfang die Vergewisserung des eigenen Glaubens stehen. Das persönliche geistliche Leben, das persönliche Gebet, der Besuch der Gottesdienste, das eigene Suchen in der Schrift und der Austausch mit anderen Christen sind unabdingbare Voraussetzungen für ein

das Wort "Seelsorge", das ja eigentlich vom lateinischen "cura animarum" kommt und also Sorge um die den Hirten der Gemeinde anvertrauten Seelen meint, beibehalten worden ist, obwohl unter "Seelsorge" im evangelischen Raum heute weitgehend nur Lebenshilfe, Trauerarbeit und Psychotherapie verstanden wird.

erfolgreiches Bestehen des Kampfes.

Zu Unrecht sind diese Dinge in den letzten Jahrzehnten von den politisierenden Theologien des 20. Jahrhunderts mit dem Vorwurf des Quietismus und des Rückzugs in die fromme religiöse Nische oder Kuschelecke bedacht worden. Diese Kritik fällt auf die Kritiker zurück: Sie verwechseln kurzatmigen Aktionismus mit ausdauerndem und erfolgreichem Kampf.

Daß solche Einstellung zum Scheitern verurteilt ist, läßt sich unschwer an der Geschichte unserer Landessynode und unserer Kirchenleitungen in den letzten Jahrzehnten ablesen: Immer wieder haben sie zu den unterschiedlichsten und gerade aktuellen Themen Presseerklärungen und Stellungnahmen an die Öffentlichkeit gegeben. Die geistliche Stärkung der eigenen Basis in den Gemeinden und in der Pfarrerschaft haben sie dabei fast völlig vernachlässigt und vergessen. Und das Ergebnis heute ist, daß Kirchenleitung und Landessynode in der Öffentlichkeit praktisch nicht mehr präsent sind. Niemand interessiert sich für das, was sie sagen, und nur noch professionelle Öffentlichkeitsarbeiter nehmen sie überhaupt noch zur Kenntnis. Und die unübersehbare Menge der Stellungnahmen, die sich in den Protokollen und Archiven nachlesen lassen, ist längst vergessen.

So geht es jedem, der Aktionismus mit dem guten Kampf des Glaubens verwechselt und die eigene geistliche Stärkung nicht als erstes im Blick hat. Deshalb gilt nach wie vor: "Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke."

2. Täuschungen aufdecken

An zweiter Stelle muß die Analyse der Lage stehen. Nur wer weiß, wer ein Feind des christlichen Glaubens ist und mit welchen Mitteln er kämpft, wird seinerseits im guten Kampf des Glaubens bestehen können. Das Rüstzeug zur Analyse der Lage kann nur die von Schrift und Bekenntnis geleitete Theologie sein. Zur Notwendigkeit gewissenhafter theologischer Arbeit ist im 2. Kapitel schon einiges gesagt worden. Dabei ging es um Suchen in der Schrift und um das christliche Dogma allgemein. An dieser Stelle muß davon die Rede sein, daß diese grundsätzlichen theologischen Erkenntnisse eingesetzt werden müssen zur Durchdringung und Beurteilung der aktuellen geistigen und gesellschaftlichen Situation.

Dabei muß die Theologie sich immer dessen bewußt sein, daß sie es mit dem Bösen zu tun hat, der "ein Lügner und der Vater der Lüge" (Joh. 8, 44) ist. Sie darf bei der Beurteilung der Ideen und Werte, die den gegenwärtigen Zeitgeist bestimmen, gerade nicht davon ausgehen, daß diese immer und in jedem Fall subjektiv im guten Glauben vorgetragen werden, sondern sie muß damit rechnen, daß sie oft ganz bewußte Täuschungen und Lügen sind. Dies gilt auch im Bereich der theologischen Auseinandersetzung selbst. Auch in der Theologie muß man mit Täuschungen rechnen.

Im folgenden werden ein paar Beispiele für möglichen Täuschungen in- und außerhalb der Theologie aufgelistet:

- Wenn jemand nach Toleranz und Dialog zwischen den Religionen ruft, kann es gut sein, daß es ihm tatsächlich um ein friedliches Miteinander und um besseres gegenseitiges Verstehen der Religionen geht. Es ist aber auch denkbar, daß andere Interessen vorherrschen. Es kann z.B. sein, daß derjenige, der immer nur Toleranz, und zwar vor allem inhaltliche Toleranz, fordert, in Wahrheit von einem allgemeinen rationalistischen Skeptizismus herkommt -"Der echte Ring, vermutlich, ging verloren."

(Lessing, Nathan der Weise) - und daß hinter der Toleranzforderung das Bestreben steht, das menschliche Fragen und Streben nach Wahrheit und nach Erlösung überhaupt in Frage zu stellen und zu "überwinden".

- Wenn christliche Theologen den Verzicht auf die Verkündigung des Evangeliums an Juden fordern, kann es gut sein, daß sie nach dem Judenmord im Dritten Reich allem Antisemitismus entschieden entgegentreten wollen und dabei unbedacht über das Ziel hinausschießen. Es kann aber auch ganz gut sein, daß diese Theologen das Christentum zu einer innerjüdischen Glaubensrichtung machen wollen, daß sie gar nicht mehr vom "Neuen" Testament, sondern nur noch vom "Zweiten" Testament reden wollen und daß sie auf dem Umweg über die Eingliederung der christlichen in die jüdische Theologie das entscheidende Neue im Neuen Testament, nämlich den Sühnetod Jesu Christi am Kreuz, aus Theologie und Verkündigung entfernen wollen. Es kann gut sein, daß sie letztlich einen monotheistischen Vernunft- und Moralglauben ansteuern, auf den sich - angeblich! - Juden, Moslems und Christen in einer sogenannten abrahamitischen Ökumene einigen können.
- Wenn jemand in der exegetischen Wissenschaft immer von neuem den Nachweis zu führen sucht, daß die meisten der im Evangelium überlieferten Jesusworte unecht und daß viele der neutestamentlichen Schriften pseudonym seien und nicht von denen geschrieben sind, die genannt werden, so kann es gut sein, daß er einfach nur sine ira et studio historisch erforschen will, wie es wirklich gewesen ist. Es kann allerdings auch sein, daß ihm diese kritischen Thesen deshalb besonders sympatisch sind und folgerichtig von ihm vertreten werden, weil dadurch die Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Schriften und vor allem des kirchlichen Dogmas, das sich auf sie stützt, insgesamt in Frage gestellt werden könnten. Es kann sein, daß es ihm letztlich um die alte These der liberalen Theologie des 19. Jahrhunderts geht, daß das christliche Dogma nicht mehr ist als eine Schöpfung des griechischen Geistes auf dem Boden der einfachen und schlichten Lehre Jesu.

Wenn jemand z.B. bestreitet, daß das Johannesevangelium von einem Jünger Jesu und Augenzeugen seiner Herrlichkeit (Joh. 1, 14) geschrieben worden ist, kann es gut sein, daß er sich von den einschlägigen Argumenten der exegetischen Kritik hat überzeugen lassen. Es kann allerdings auch sein, daß es ihm in Wahrheit darum geht, die Christologie des Johannesevangeliums mit ihrer ausdrücklichen Bezeichnung Christi als "Mein Herr und mein Gott!" (Joh. 20, 28) abzuwerten, indem er ihr die apostolische Grundlage zu entziehen sucht.

Und wenn jemand die Zweiquellentheorie⁸ für die ersten drei Evangelien vertritt, muß man zunächst angesichts der Tatsache, daß diese Theorie an den Universitäten herrschende Lehre ist, selbstverständlich davon ausgehen, daß er in gutem Glauben dieser Theorie anhängt. Es schadet aber nichts zu fragen, ob hinter der

⁸ Die Zweiquellentheorie ist eine historische Theorie, nach der das Markusevangelium als erstes verfaßt worden ist. Danach, so die Theorie, hätten dann Matthäus und Lukas unabhängig voneinander ihre Evangeliumsschrift verfaßt. Sie hätten dabei das Markusevangelium als Quelle benutzt und als weitere, nämlich als "zweite" Quelle, eine sogenannte Logienquelle, die Sprüche Jesu enthielt. Diese Logienquelle soll in schriftlicher Form vorgelegen haben. Diese Zweiquellentheorie kommt naturgemäß dazu, daß das Matthäusevangelium und das Lukasevangelium sehr spät und in weitem zeitlichen Abstand vom Leben Jesu geschrieben worden seien. Die Schwierigkeit dieser Theorie ist allerdings, daß es von der konstruierten Logienquelle keinerlei historische Zeugnisse gibt. In keiner der frühchristlichen Schriften wird sie erwähnt, und es liegen keinerlei handschriftliche Funde vor. Von der Quellenlage her sollte man daher die Vermutung nicht ausschließen, daß die Logienquelle eine reine Fiktion ist, daß es sie in Wirklichkeit jedoch nie gegeben hat.

Zweiquellentheorie nicht das erkenntnisleitende Interesse an einer Spätdatierung der Evangeliumsschriften steht. Denn das ist klar: Wenn die Evangeliumsschriften tatsächlich erst Jahrzehnte nach dem Leben und Sterben Christi verfaßt worden wären, wäre es sehr leicht, einem großen Teil der in ihnen berichteten Worte und Taten Jesu als bloßer Gemeindebildung vieles an Glaubwürdigkeit zu nehmen. Man könnte dann z.B. auch die Ankündigung der Zerstörung Jerusalems durch Jesus als "Vaticinium ex eventu" - als nachträgliche "Weissagung" nach Eintritt des Geschehens - entwerten.

- Wenn sich jemand "Pro Familia" nennt, so heißt das noch lange nicht, daß er für die Familie ist. Es könnte ganz gut sein, daß er in Wahrheit eine Politik zur Zersetzung von Ehe und Familie betreibt.
- Wenn jemand Sexualkundeunterricht an Grundschulen oder gar im Kindergarten auf "wissenschaftlicher" Grundlage fordert, so kann es gut sein, daß er gutem Glauben handelt und das Wissen der Kinder fördern möchte. Es könnte allerdings auch die Absicht dahinter stehen, alle möglichen sexuellen Verhaltensweisen, gleichgültig, ob sie innerhalb oder außerhalb der Ehe von Mann und Frau geschehen, und ebenso gleichgültig, ob sie natürlich oder widernatürlich (Röm. 1, 26ff) sind, rein beschreibend als etwas ganz Normales und ethisch Gleichwertiges darzustellen und so die moralischen Grundlagen von Ehe und Familie zu unterminieren. Daß durch solchen angeblich wertfreien auf wissenschaftlicher Grundlage erteilten Sexualkundeunterricht die heranwachsende Generation schon in sehr frühem Alter zu sexuellen Erfahrungen ermuntert wird, in einem Alter, in dem die meisten jungen Menschen gar nicht in der Lage sind, die Folgen ihres Verhaltens abzuschätzen und die gemachten Erfahrungen seelisch zu verkräften, wird dabei möglicherweise dann billigend in Kauf genommen. Daß dies letztlich den jungen Menschen selbst am meisten schadet, ihre Selbstachtung gefährdet und bei vielen von ihnen im Erwachsenenalter die Fähigkeit zum Eingehen verlässlicher Bindungen und zur Begründung von Familien schwächt, dürfte wohl offenkundig sein.
- Wenn jemand die möglichst vollständige Eingliederung der Mütter von kleinen Kindern in den Arbeitsprozeß fordert, kann es in der Tat sein, daß er wirklich der Ansicht ist, daß bezahlte Erwerbstätigkeit ein Weg zu Emanzipation, Selbstverwirklichung und Freiheit ist. Es ist allerdings auch gut möglich, daß er lediglich das Angebot von Arbeitskräften auf dem Arbeitsmarkt zahlenmäßig erhöhen und nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage den Preis der Arbeit, also die Löhne, senken will. Die Tatsache, daß es gerade die Interessenvertreter der Wirtschaft sind, die die Eingliederung von jungen Müttern in den Prozeß der Erwerbsarbeit publizistisch unterstützen, sollte zu denken geben.
- Wenn jemand erklärt, Homosexualität sei eine natürliche, anlagebedingte Form sexuellen Verhaltens, so ist es denkbar, daß er dies für unbestreitbar hält. Angesichts der Tatsache jedoch, daß es keinerlei Beweise für eine derartige Behauptung gibt, ist es natürlich auch gut möglich, daß sich manche Befürworter der Homosexualität einfach nur mit dem Nimbus der exakten Naturwissenschaften schmücken, um so ihre gesellschaftspolitischen Ziele leichter erreichen zu können.
- Wenn Gesellschaftspolitiker und Pädagogen den Ausbau staatlicher Kinderbetreuung, die Herabsetzung des Alters, in dem die Schulpflicht beginnt, und flächendeckende Ganztagschulen fordern, kann es natürlich sein, daß sie eine bessere Bildung der Kinder und eine Entlastung der Eltern wollen. Es ist allerdings durchaus nicht undenkbar, daß sich diese Motivation mit dem uralten totalitären Denken der

platonischen Staatsphilosophie verbündet. Dieses totalitäre Denken strebt bekanntlich die Verstaatlichung der Kindererziehung und die Entmachtung der Eltern an. Es will keine gegenseitige Ergänzung und vertrauensvolle Kooperation von Elternhaus und staatlichen Erziehungseinrichtungen, sondern die alleinige oder doch wenigstens überwiegende Übertragung der Verantwortung auf den Staat und seine Beamten. Dieses Denken geht nämlich davon aus, daß die staatliche Gemeinschaft besser weiß, wie Kinder zu erziehen sind als Väter und Mütter. Jedes totalitäre System, das wir aus der Geschichte kennen, hat genau das versucht, weil es die geistige Kontrolle über die nächste Generation gewinnen wollte. Das sollte auch heute zu denken geben. Christen sollten sich jedenfalls vor Naivität hüten.

Die Liste könnte fortgesetzt werden. Gewiß ist es auf der anderen Seite möglich, daß jemand in dem einen oder anderen Fall zu einer anderen Einschätzung kommt. Wichtig ist vor allem, daß Christen aufhören, allzu gutgläubig und naiv zu sein. Sie müssen damit rechnen, daß manche Gegner des Evangeliums in ihrem Kampf gegen den christlichen Glauben mit List (Eph. 6, 11) und mit Täuschungen arbeiten. Es darf nicht dazu kommen, daß es den Feinden des Evangeliums gelingt, mit gutgläubigen und naiven Christen Koalitionen und Bündnisse zu schmieden und ihre wirklichen Ziele hinter einer Fassade der Christlichkeit zu verbergen.

3. Freimut und Klarheit

Als Petrus und Johannes (Apg. 3+4) nach der Heilung des Gelähmten als Gefangene vor den Hohen Rat geführt und verhört worden sind, hat Petrus das Wort ergriffen und dem Hohen Rat Rede und Antwort gestanden. Die Reaktion der versammelten Priesterschaft wird Apg 4, 13 beschrieben: "Sie sahen aber den Freimut des Petrus und Johannes und wunderten sich; denn sie merkten, dass sie ungelehrte und einfache Leute waren". Dies ist ein Beispiel dafür, wie der gute Kampf des Glaubens aussieht. Freimut der Rede gehört dazu und Klarheit in der Aussage.

Dabei ist klar, daß Freimut und Klarheit eine Gabe des Heiligen Geistes sind. In Apg 4, 8 lesen wir: "Petrus, voll des Heiligen Geistes, sprach zu ihnen". Das kann nun allerdings nicht bedeuten, daß Christen nur still abwarten müßten, bis Gott ihnen den notwendigen Freimut schenkt. Sie können durchaus selbst etwas tun: Einmal können sie um Freimut und Klarheit beten. Dann können sie aus eigener Kraft damit aufhören, alles nur verklausuliert und mit immer neuen Absicherungen zu sagen. Und schließlich müssen sie den Freimut und die Klarheit, die Gott ihnen schenkt, auch selbst mutig ergreifen und nutzen. Auch Petrus hat diesen Mut haben müssen, als er vor den Hohen Rat getreten ist, auch er hat das, was der Geist ihm geschenkt hatte, dann auch selbst und aktiv ergreifen müssen. Er hätte die Möglichkeit gehabt, Ausflüchte oder Kompromisse zu suchen. Gut, daß er das nicht getan hat.

Zum Freimut gehört die Klarheit. Beide sind zwei Seiten derselben Medaille. Unklarheiten und konturloses Sowohl-als-auch machen das Wort stumpf. Zur Klarheit gehört, daß Christen wieder den Mut haben müssen klar nein zu sagen. Eine Kirche, die alles duldet und rechtfertigt und nirgendwo mehr klar nein sagt, kann auch nicht mehr ja sagen. Wer nicht verwerfen kann, kann auch nicht bekennen.

Man betrachte einmal vor diesem Hintergrund die vielen wattweichen und nach allen Seiten offenen Stellungnahmen vieler kirchlicher Gremien zu anderen Religionen, insbesondere zum Islam! Wann endlich wird unsere Kirche wieder eindeutig und klar und ohne Relativierungen bekennen: "Und in keinem andern ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden"?

Und wenn schon die Kirche als ganze weder die Kraft und den Mut noch die theologische Einsicht zu solchem Bekenntnis hat, sollten dann nicht Christen, die den guten Kampf des Glaubens kämpfen wollen, zu solch klarem Bekenntnis finden? Kann es denn ohne Jesus Christus, und das heißt ohne die Vergebung der Sünden, die er am Kreuz erworben hat, einen Weg zu Gott geben? Kann denn wirklich ein Mensch, wenn er denn nicht total verblendet ist, allen Ernstes behaupten, er brauche keine Vergebung und er brauche daher auch das Kreuz nicht, er komme schon so mit Gott zurecht?

Daß Klarheit und Mut nicht mit derber Sprache oder mit Verbalinjurien zu verwechseln sind, muß am Ende dieses Abschnittes betont werden. Auch diejenigen, die in dieser Hinsicht von manchen Formulierungen Luthers angetan sind, sollten sich klarmachen, daß wir in einer anderen Zeit leben als Luther. Heute wären derartige Äußerungen nicht nur höchst unangebracht, sondern auch äußerst kontraproduktiv.

4. Tätige Nächstenliebe

Die früheste Beschreibung des christlichen Gottesdienstes, die wir haben, findet sich in der Apologie des Justin des Märtyrers, geschrieben etwa in der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christi Geburt. Justin (Apologie 67) berichtet, daß zum Gottesdienst die Kollekte für Arme, Kranke und Menschen in Not gehört. Jeder Gottesdienstbesucher hinterlegt beim Gemeindevorsteher - heute würden wir sagen Pastor - nach seinem Ermessen und seinem Vermögen einen bestimmten Geldbetrag. Der Vorsteher verwaltet das Geld und kommt damit Witwen und Waisen, Kranken und Fremdlingen, die in der Stadt sind, zur Hilfe. Justin schließt seinen Bericht mit dem Satz: "Kurz, er ist allen, die in Not sind, ein Fürsorger." Da in dem griechischen Wort für "Fürsorger" die Bedeutung "Familienangehöriger" mitklingt, könnte man sinngemäß auch formulieren: "Kurz, er kümmert sich um jeden in Not wie Vater und Mutter, Bruder und Schwester."

Von Anfang an hat also die tätige Nächstenliebe der Christen an den Menschen in Not untrennbar zum christlichen Leben und zur Organisation der Kirche gehört. Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß dies in der heidnischen Antike, in der nahezu jeder Mensch, wie es auch heutzutage als normal angesehen wird, nur seinen persönlichen Vorteil suchte, für Aufsehen und Erstaunen gesorgt hat. Die tätige Nächstenliebe für die Menschen in Not war etwas ganz Neues, das die Christen in die heidnische Gesellschaft hineingetragen haben. Ganz ohne Frage ist diese tätige Nächstenliebe eine äußerst wirksame Waffe im guten Kampf des Glaubens gewesen.

Daß sie zur geistlichen Waffenrüstung gehört, ist unbestreitbar. Sie kommt nicht zum Wort, zur Theologie, zum Freimut und zur Klarheit nachträglich hinzu, sondern sie ist ihre unmittelbare und zwangsläufige Konsequenz. Sie ist es auch heute, und sie wird es sein, solange es christliche Gemeinden gibt. Wer im guten Kampf des Glaubens bestehen will, muß zu solcher tätigen Nächstenliebe bereit sein und sie aktiv unterstützen.

IV Resümee

In diesem Aufsatz ist gezeigt worden, daß der christliche Glaube immer wieder mit Kampf verbunden ist. Die Christen suchen den Kampf nicht mutwillig von sich aus, sondern er wird ihnen aufgezwungen von denen, die den Glauben und die Verkündigung verhindern wollen. Dabei muß man davon ausgehen, daß nicht nur Menschen Glauben und Verkündigung bekämpfen, sondern der Böse selbst. Christen müssen daher immer mit der Notwendigkeit des Kampfes rechnen. Dazu gehört zunächst einmal, daß sie sich aus

der einschläfernden Friedenssehnsucht und Konfliktangst unserer Zeit befreien. Sie müssen erkennen, daß in den allermeisten Fällen Friede mit Gott und Friede mit der Welt nicht gleichzeitig gegeben sein können. Im Gegenteil, Friede mit Gott führt fast immer zu gleichzeitigem Konflikt mit der Welt. Höchstwahrscheinlich hat Jesus Christus genau das gemeint, als er gesagt hat: "Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." (Mt. 10, 34) Jedenfalls hat dies Winfried Krause in einer Predigtmeditation für die Lutherische Predigtwerkstatt über Mt. 10, 26-39 überzeugend dargelegt.

Jesus Christus ist derjenige, der selbst den Kampf der Christen führt und lenkt. Er allein hat die für den Kampf notwendige Macht, wenn er sich auch der Christen als Mitstreiter bedient. Mit unsrer Macht ist nichts getan.

Dabei bleibt auf jeden Fall entscheidend, daß der gute Kampf des Glaubens ein geistlicher Kampf ist. Er kann nicht mit physischen Waffen ausgetragen werden. Der Verzicht auf derartige Waffen ist nicht deshalb geboten, weil Christen etwa einem unpolitischen Grundsatzpazifismus anhängen, sondern deshalb, weil der gute Kampf des Glaubens nicht um weltlichen Gewinn, sondern um der Seelen Seligkeit geführt wird. Der Feind in diesem Kampf ist nicht Fleisch und Blut allein, sondern der Böse. Dieser kann nicht mit physischen Waffen bekämpft werden, sondern nur mit den Waffen des Geistes. Zentrale Waffe im guten Kampf des Glaubens ist das Wort.

Die Verkündigung und Ausbreitung des Wortes an jedermann bleibt daher die wichtigste und vornehmste Aufgabe der gesamten Christenheit. Das Wort ist schärfer als jedes zweischneidige Schwert, und es bleibt in Ewigkeit.